

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 3

Artikel: Die Feder des Friedens
Autor: Lorenz, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664135>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mehr, als wenn wir für sie beten.“ Maria protestierte, aber ihr Protest ging im Beifallgemurmel der Männer unter; es wurde ihr geraten, sich die Zeit bis zum Morgen mit Stricken zu vertreiben. Sicher haben die drei der alten Vincenza einen bessern Platz im Himmel erjagt.

Am Tag nach der Beerdigung kam ein Mitglied des Gemeinderates und verschloß das Häuschen von Amtes wegen. Die paar Habseligkeiten werden die Kosten der Beerdigung und die Bemühungen der Gemeinde decken. Für die Brüder in Amerika gibt's nichts zu erben.

Da sie übrigens ihrerseits als Junggejellen ihre Lage beschließen werden, nimmt ja auch drüben der Staat alles Vermögen zu väterlichen Händen, so daß man diesseits und jenseits des großen Baches quitt bleibt. Bloß das Häuschen bleibt geschlossen, leer und verlassen, wird mit der Zeit verfallen und dann vielleicht noch „romantischer“ aussehen ...

Auf dem statistischen Amt in Bellinzona macht ein Beamter in der Spalte „Bevölkerungsrückgang“ einen kleinen, alltäglichen Vermerk.

Meinrad

Die Feder des Friedens

Von Friedrich Lorenz

An diesem Tage, dem 17. Oktober des Jahres 1748, behandeln die Herren Nachener Stadtschreiber auch das belangloseste Aktenstück mit ehrfürchtigem Respekt; sie fühlen es: auch das bedeutungsloseste Schriftstück, das heute durch ihre Hände geht, schaltet sie schon um des Datums willen, das es trägt, in den Zauberkreis weltgeschichtlichen Geschehens ein. Und wie jeder Schuß aus seinem Gewehr dem Soldaten das Bewußtsein gibt, am Siege seiner Armee mitgewirkt zu haben, so dünken die Nachener Ratschreiber sich an diesem Tage durch jeden Strich ihrer Gänsefüße zu Drahtziehern der Weltgeschichte geadelt. Ein großes Fegen, Raunen und Wichtigtun herrscht im Nachener Stadthause, dessen großer Saal zur morgigen Kongregation festlich gerüstet wird.

Die ganze Stadt ist auf den Beinen, um die Gesandten der Nationen jubelnd zu empfangen, die in ihren Galareisewagen durch das Tor einfahren und von vornehmen Bürgern der Stadt nach ihren Quartieren geleitet werden. Jeder Straßenjunge weiß Bescheid, welcher der Gesandte der Maria Theresia ist und welcher der ihres großen Gegenspielers, des Preußenkönigs,

wer den fünfzehnten Ludwig vertritt und wer die Zarin Elisabeth, den König von Sizilien oder den von England, den Spanier Ferdinand VI. oder den Bayern Maximilian III. Josef. Fahnen wehen, Trompeten schmettern. Nachen begrüßt die Delegierten der Mächtigen einer Welt, die sich wieder einmal tüchtig in den Haaren gelegen ist.

An diesem Tage will es nicht Abend werden. Als die Sonne gesunken ist, brandet das Lichtermeer von Tausenden von Fackeln auf; als die Stimmen des Tages schweigen, beginnt allerorten das Kreischen der Fiedeln, das Singen und Lärmen einer berauschten Menge durch die Straßen der alten Stadt.

Durch das kleine Fenster seiner Wohnstube blickt der Nachener Ratsdiener Johannes Janssen auf das bewegte Treiben hinab. Sein Weib, das vorhin die Reste des Abendbrotes vom Tisch geräumt hat, tritt nun zu ihm und betrachtet verwundert den fast feierlichen Ausdruck im Antlitz ihres Eheherrn.

„Was soll's, Hannes?“ fragt sie unwillkürlich.

„Frieden!“ jagt der Ratsdiener.

„Frieden?“ fragt die Frau zweiflerisch zurück. Wird es denn jemals Frieden werden auf dieser Welt? Ihr kann es zwar gleichgültig sein; sie hat ihr Auskommen, ob sich die Völker nun friedlich vertragen oder ob sie sich die Köpfe blutig schlagen. Hannes ist der Ratsdiener; das ist etwas Dauerhaftes und von Krieg oder Frieden unabhängig. Ein Ratsdiener braucht mit keinem König zu tauschen; er sitzt auf seinem Holzschemel fester und sicherer als jener auf seinem güldenen Thron. Frau Janssen begreift darum auch nicht recht, weshalb ihr Mann so verklärt auf das Treiben der Menge hinabschaut, die heute dem Frieden zutrinkt, wie sie morgen den Becher auf das Gelingen eines neuen Krieges leeren würde.

„Dieser Frieden, Weib“, sagt Janssen, „wird Dauer haben. Und mein deutsches Volk wird sich fortan nicht mehr zerfleischen . . .“

Ein erstaunter Blick streift ihn. Ist er entriickt? Was soll solch wirre Rede? Er hat doch nicht mehr getrunken als sonst.

Nun legt Johannes Janssen seinen Arm um das Weib, was er seit ungezählten Jahren nicht mehr getan hat. Ihr wird denn auch sonderbar weinerlich zumute, schwach in den Knien, und sie muß sich schneuzen. Er zieht sie mit sich in seine Kammer, und nun meint Frau Janssen selbst zuviel des süßen Weines genippt zu haben, so samten und verschleiert legt es sich über ihr Denken, fast wie damals, vor vielen Jahren, als sie dem Johannes zum erstenmal ins Brautgemach folgte.

Nun stehen sie in seiner Kammer, sie lehnt sich an ihn, und er nimmt etwas zur Hand, sie weiß nicht, was es ist, verlangt es auch gar nicht zu wissen, — sie ist ja so glücklich! — ein Stückchen Eisen ist es dem Anschein nach, irgendwo abgesprungen. Am Ende will er ihr Vorwürfe machen, weil sie dieses Stückchen Eisen beim Fegen der Stube übersehen hat? Aber dann wäre er doch wohl nicht so sonderbar. Und hat er ihr nicht seit vielen Tagen unterfragt, seine Kammer auch nur zu betreten? Hat er sich nicht in seine Kammer eingesperrt und alle dienstfreien Stunden darin verbracht? Das muß sie ihm gleich sagen.

„Hannes“, beginnt sie, „wenn es wegen dieses Stückchens Eisen ist . . . ich durfte bei dir ja seit vielen Tagen nicht mehr fegen . . .“

Er schüttelte den Kopf und schließt nun die Hand zärtlich um das unscheinbare Ding, von dem sie nicht weiß, was es vorstelle.

„Weib“, sagt er und seine Stimme zuckt, „das ist eine große Stunde für mich. Denn ich will der Welt den Frieden schenken.“

„Du?“ murmelte sie, vollkommen verwirrt.

Er achtet dieses Einwandes nicht. Seine Augen blicken verloren in die Ferne. Er spricht, aber sie weiß nicht einmal, ob er zu ihr spreche, so fremd klingt seine sonst vertraute Stimme. Seit er denken könne, sagt er, werde deutsches Land, geliebtes deutsches Land, von sinnlosen Kriegen zerrissen. O, er erinnere sich noch gut der großen Türkennot, der Prinz Eugenius machtvoll ein Ende setzte. Damals war er ein Knabe. Seither aber sei die Welt nicht mehr zur Ruhe gekommen. Dreizehn Jahre wütete der Kampf um das spanische Erbe des Habsburgers Karl II. Wenige Jahre später schlugen sich die Türken mit den Venetianern, während im Norden und Osten der Nordische Krieg auflodert. Wiederum um ein Erbe entbrennt dann der Kampf des Sachsenkurfürsten August III. gegen den Polen Stanislaus Leszczyński, dessen Schlachten in Italien und am Rhein geschlagen werden, und abermals bricht ein Türkenkrieg aus, aus dem Oesterreich nur mehr den Banat für sich zu retten vermag. Maria Theresia besteigt den Thron, der Preußenkönig Friedrich fällt in Schlesien ein; sie schließen Frieden; da rückt der Bayer, vom Franzosen unterstützt, in Oesterreich und Böhmen vor. Und wieder kämpfen Oesterreicher gegen Preußen bei Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf; und wieder wird Friede geschlossen, doch der österreichische Erbfolgekrieg flammt abermals auf, als sollte er niemals enden, als sollten immer mehr Völker in den Wirbel achtjährigen blutigen Geschehens gerissen werden . . .

Das erzählt der Ratsdiener Janssen seiner Frau mit fliegender Stimme. Und seine Faust umkrampft ein kleines Stückchen Metall. Die Welt brauche Frieden! Endlich Frieden! Da habe Gott ihm nun etwas eingeblasen, Gott, der

es auch fügte, daß die große Friedenskonferenz, die den Streit um das österreichische Erbe der Maria Theresia für alle Zeiten aus der Welt schaffen sollte, nach Machen gelegt worden sei. Gott habe ihm das Mittel gezeigt, den Frieden dauerhaft zu gestalten, ihn fest und haltbar zu machen wie Stahl.

Und nun öffnet Johannes Janssen seine Hand. Ein Stückchen bläulichglänzenden Stahles liegt darin, ein sonderbares Ding, auf der einen Seite spitz und gespalten, gleich der Zunge einer Schlange.

„Ein Zauber!“ entfährt es der Frau Ratsdiener.

Aber Hannes nimmt das Wort auf. „Du magst es getrost auch einen Zauber nennen. Das ist es, was ich in meiner Kammer erfann und schließlich mit vielfacher Mühe auch fertigstellte.“

„Und was ist es?“ fragt die Frau neugierig; während ihr ein Grufeln über den Rücken kriecht und sie sich noch enger an Hannes anschmiegt.

„Es ist die Feder des Friedens,“ sagt der Ratsdiener Johannes Janssen.

*

Und dann ist der 18. Oktober da, der Tag des großen Kongresses, der Europa den Frieden und Deutschland einen neuen Kaiser schenkt. Den ganzen Tag haben die Beratungen gewährt, hinter verschlossenen Türen wurde gehandelt und gefeilscht, Städte und Völker wurden verschoben wie die Figuren auf einem Schachbrett. Aber schließlich ist man handelskeins geworden. Und nun sollen die Vertreter der einzelnen Nationen ihre Unterschriften unter das Friedensinstrument setzen.

Die Türen fliegen auf. Der Kongreß verlangt frischgeschnittene Gänsefüße.

Das ist die große Stunde des Ratsdieners Johannes Janssen. Feierlich erscheint er in der Türe, so viele selbsterzeugte Stahlfedern in der Hand, als die illustre Friedenskonferenz Köpfe zählt. Und er geht von einem zum andern und drückt jedem die auf hölzernem Stiel befestigte Feder in die Hand, dem Gesandten der Maria Theresia wie dem des Preußenkönigs, dem Eng-

länder wie dem Franzosen. Und jedem der erstaunt Aufsehenden flüstert Johannes Janssen zu: „Um den Frieden zu beschreiben, Eure Excellenz ...“

Da lachen die Herren, die eben noch voll Ernst um Länder und Volksteile stritten. Da lachen sie und besehen neugierig die drolligen Stahldinger, mit denen es möglich sein soll zu schreiben, tauchen sie in Tinte und kritzeln vorerst auf das vor ihnen liegende Konzeptpapier. Eine Weile sind die Vertreter der europäischen Welt in Kinder verwandelt, die ein neues Spielzeug erproben. Aber dann sind sie dem Ratsdiener Johannes Janssen zu willen. Der Friede von Machen wird nicht mehr mit Gänsefüßen, sondern mit Stahlfedern unterzeichnet. Janssen steht dabei und hat Tränen in den Augen. Er würde auch gerne noch etwas sagen, den Herren da einschärfen, daß nun aber wirklich Frieden sein müsse. Ein Schlußwort gleichsam möchte er sprechen, denn er hat ja ein Recht darauf: er hat der Welt einen Dienst geleistet und dem Weltfrieden. Er öffnet auch den Mund, aber dann spricht er, von solch hohem Publikum aus dem Konzept gebracht, bloß ein paar Worte, und zwar mit leiser Stimme. Er sagt nämlich: „Man muß sie rein und sauber von Rost und Tinte halten, dann bleiben sie viele Jahre zum Schreiben gut.“ Aber niemand hört ihm mehr zu. Denn die Konferenz ist geschlossen.

Der Ratsdiener Janssen ist aber nicht bloß ein aufrichtiger Friedensfreund, sondern auch ein praktisch denkender Mann. Er bleibt vor der Türe stehen und verkauft seinen gesamten Vorrat an Stahlfedern den Herren der ausländischen Gesandtschaften. Und zwar nicht schlecht; acht Mark Machener Währung fordert und erhält er für das Stück. Wer fände am Tag eines glücklichen Friedensschlusses die Feder des ewigwährenden Friedens mit diesem Preise überzahlt?

Acht Jahre später bricht der Siebenjährige Krieg aus. Da spricht niemand mehr von Johannes Janssen und seiner Stahlfeder. Zumal in kriegerischen Zeitläuften ist das Geld rar, und wer wäre närrisch genug, für acht Mark Machener Währung eine Stahlfeder zu kaufen, wenn man einen Gänsefuß fast umsonst erhält?